

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Bill Pronzini
Teufliche Pläne

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Etwas stimmt nicht

In dem Augenblick, als ich meine Wohnung betrat, wußte ich schon, daß etwas nicht stimmte.

Als ich ein paar Schritte durch die Tür war, blieb ich stehen. Die Haare sträubten sich mir im Nacken. Kerry war vor mir hineingegangen und schon halb im Zimmer, ehe sie entdeckte, daß ich ihr nicht folgte. Sie wandte sich um, sah mich wie erstarrt dastehen und fragte sofort: »Was ist los?«

Ich antwortete nicht. Ich suchte weiter den Raum mit meinen Augen ab: die alten, nicht zusammenpassenden Möbel, die Regale mit meiner Sammlung von sechstausend Illustrierten, das große Aussichts-fenster, hinter dem der dicke Nebel von San Francisco durch die Nacht kroch. Es waren keine Anzeichen einer Unordnung zu erkennen. Auch zu hören war nichts Ungewöhnliches. Und doch ließ das deutliche und heftige Gefühl in mir, daß etwas nicht stimmte, nicht nach. Wenn man so lange Detektiv war wie ich, entwickelte man eine Art schützenden sechsten Sinn, und man lernte, sich auf ihn zu verlassen.

Jemand war hereingekommen, während Kerry und ich auswärts gegessen und uns in North Beach einen Film angesehen hatten. War dieser Jemand noch in der Wohnung?

Kerry kam zu mir und fragte noch einmal: »Was ist los?«

»Geh raus in den Flur«, sagte ich.

»Warum?«

»Tu's einfach.«

Wir waren schon lange genug zusammen, und sie kannte mich gut genug, als daß sie angefangen hätte zu streiten. Sie runzelte nur die Stirn und ging mit besorgtem Blick an mir vorbei in den Flur.

Ich schloß die Tür hinter ihr, drehte mich um und betrachtete wieder das Zimmer. Nichts war anders als sonst – oder doch? Irgend etwas schien nicht ganz in Ordnung zu sein, aber ich konnte nicht den Finger darauf legen – konnte mich im Augenblick auf nichts anderes konzentrieren als die Möglichkeit, daß der Eindringling sich noch in der Wohnung befand.

Das war einer der wenigen Momente, wo ich meine grundsätzliche Abneigung gegen Waffen bedauerte. Im Gegensatz zu einigen Privatdetektiven, die einen Waffenschein haben, trage ich weder Pistole noch Revolver bei mir, besitze so etwas nicht einmal. Ich packte eine schwere Buchstütze aus Alabaster – nicht gerade eine großartige Waffe, aber die einzige, die griffbereit war – und ging zur halboffenen Schlafzimmertür.

Niemand war drinnen. Ich öffnete den Schrank und blickte unter das Bett, um sicher zu sein. Auch kein Anzeichen, daß jemand gewaltsam eingedrungen war – ohne eine lange Leiter hätte ohnedies niemand an die Schlafzimmerfenster oder die anderen Fenster hererreichen können. Das Bad war ebenfalls leer und wirkte wie immer. Auch die Küche und die hintere Veranda. Das Schnappschloß an der Hintertür, die man von der Einfahrt zu Laguna Street über ein paar Stufen erreichte, war eingeschnappt, die Sicherheitskette vorgelegt.

Ich kehrte ins Schlafzimmer zurück und zog die mittlere Kommodenschublade auf. Das Lederköfferchen, in dem ich meine paar Schmuckstücke und etwas Reservegeld aufbewahrte, lag wie gewöhnlich unter mei-

nen sauberen Hemden. Auch Schmuck und Geld waren unberührt.

Doch das alles beruhigte mich nur ein wenig. Das Gefühl, daß etwas nicht stimmte, daß jemand meine Privatsphäre verletzt hatte, wollte nicht weichen. So unwahrscheinlich es auch schien – jemand mußte tatsächlich in unserer Abwesenheit eingedrungen sein. Ich war so überzeugt davon, wie man es nur sein kann, wenn man keine Beweise hat.

Wieder im Wohnzimmer, öffnete ich die Tür und winkte Kerry, hereinzukommen. Es war gerade noch rechtzeitig. Sie gehört nicht zu dem Typ Frau, der lange tatenlos herumsteht, Gefahr hin oder her.

»Was gibt's denn?« fragte sie, während sie hereinkam.

»Einbrecher?«

»So was in der Richtung.«

Ich ging in die Knie und prüfte die beiden Bolzenschlösser der Eingangstür. Ein Berufseinbrecher kann das beste Schloß sprengen, aber nicht, ohne Spuren zu hinterlassen. Jedoch auf keinem der beiden Schlösser fand ich welche. Auf diesem Weg hatte niemand hereinkommen können, es sei denn, er besaß einen Schlüssel . . .

Ich fragte Kerry, ob sie kürzlich ihren Schlüssel verlegt oder verloren hätte. Sie verneinte. Meinen hatte ich immer bei mir getragen. Und das waren die einzigen beiden Schlüssel, die es zur Wohnung gab. Nicht einmal der Wohnungsbesitzer hatte einen. Ich wohnte seit mehr als zwanzig Jahren hier und hatte die Schlösser mehr als einmal auf eigene Kosten auswechseln lassen.

»Fehlt irgend etwas?« fragte Kerry.

»Es hat nicht den Anschein. Nichts ist in Unordnung, kein Hinweis auf ein gewaltsames Eindringen. Aber ich werde das Gefühl nicht los, daß jemand hier war.«

»Aus welchem Grund, wenn nicht aus dem, etwas zu klauen?«

»Es ist mir noch nicht klar.«

»Wie hätte jemand hereinkommen können, da alles so fest verrammelt ist?«

»Das weiß ich auch noch nicht.«

Wir durchsuchten die Wohnung gemeinsam, Zimmer für Zimmer und das Ganze noch einmal. Es fehlte absolut nichts. Ich überprüfte die Schlösser an den Fenstern und an der Hintertür. Alle waren gesichert, und soweit ich beurteilen konnte, hatte niemand daran herumgespielt. Aber ich fand einen etwas mehr als einen Zentimeter großen Metallsplitter auf dem Boden der hinteren Veranda, er war aus Messing wie die Vorlegekette. Aber er stammte nicht von ihr, das hatte ich nachgeprüft. Das Metallstückchen hätte von irgendeinem Messingteil sein und schon seit Tagen dort liegen können.

Als wir wieder im Wohnzimmer waren, sagte Kerry mit einem leicht gereizten Unterton in der Stimme: »Du mußt dich irren. Es ist einfach unmöglich, daß jemand hier eingedrungen ist.«

»Ich irre mich nicht.«

»Selbst den größten Detektiven geht mal der Gaul durch.«

»Das ist nicht komisch, Kerry.«

»Habe ich es behauptet?« Sie seufzte betont, wie sie es immer tut, wenn ihre Geduld auf die Probe gestellt wird. »Ich werde mal Kaffee kochen«, sagte sie. »Möchtest du auch eine Tasse?«

»Ja, gut.«

Sie ging in die Küche. Ich stellte mich mitten ins Zimmer und blickte mich weiter um – meine Augen und meinen Körper in kleinen Ausschnitten weiterdrehend. Die Couch, Beistelltischchen, Couchtisch, der Ledersessel, den Kerry mir zu meinem letzten Geburtstag geschenkt hatte, Regale voll alter Magazine mit Kriminalgeschichten, ein alter Schreibsekretär.

Alles war genau so, wie wir es verlassen hatten. Und doch war irgend etwas nicht so, wie es sein sollte. Ich vollführte noch einmal eine langsame Kreisbewegung: Couch, Beistelltischchen, Couchtisch, Ledersessel, Bücherregale, Schreibtisch. Und noch eine dritte Runde: Couch, Tischchen, Ledersessel –

Der Ledersessel!

Seine Fußstütze war völlig hineingeschoben, so daß man sie nicht sehen konnte.

Es war nur eine Kleinigkeit, aber das machte die Sache nicht weniger bedeutsam. Es ist ein guter Sessel, bequem, nur die Fußstütze hat nie richtig funktioniert. Damit sie sich an ihren Metallbügeln völlig unter den Sitz schiebt, muß man ihr einen Tritt geben. Und wenn man sich dann später wieder in den Sessel setzt, hat man große Mühe, sie wieder hervorzuziehen, damit man sich zurücklehnen kann. Deshalb schiebe ich sie jetzt nie mehr ganz hinein. Ich lasse die Fußstütze *immer* etwas vorstehen, so daß man die Metallbügel sieht. Warum hätte sich ein Einbrecher die Mühe machen sollen, die Fußstütze ganz hineinzuschieben? Nur aus einem einzigen einleuchtenden Grund: Er dachte, daß die Fußstütze unter den Sitz gehörte, und wollte, daß der Sessel völlig normal wirkte. Aber warum hatte er sich überhaupt mit meinem Sessel beschäftigt?

»Mein Gott!« sagte ich laut, und mir sträubten sich wieder die Haare im Nacken. Ich ging zum Sessel und hob vorsichtig das Sitzkissen hoch, so daß ich darunter sehen konnte.

Und da blickte ich auf eine Bombe.

Zwei Stangen Dynamit, durch Drähte mit einer Art Zündplatte verbunden, steckten in einem Schlitz des Stoffes, so daß sie auf einer Sprungfeder des Sessels auflagen. Das Gewicht eines Menschen, der sich auf das Kissen setzte, hätte den Zündmechanismus hinuntergedrückt und das Dynamit wäre explodiert . . .

»Mein Gott!«

Kerry stand hinter mir und starrte mit offenem Mund auf das Ding in dem Sessel. Ich hatte sie nicht einmal hereinkommen gehört.

»Also doch kein Dieb«, sagte ich grimmig. »Sondern jemand, der hereinkam und etwas *dagelassen* hat. Dies da nämlich.«

»Ich . . . ich hör nichts ticken«, sagte sie.

»Es ist keine Zeitbombe, sondern eine, die durch Druck aktiviert wird. Solange wir von ihr wegbleiben, brauchen wir uns keine Sorgen zu machen.«

»Aber wer . . . warum . . .«

Ich packte sie am Arm und führte sie ins Schlafzimmer, wo mein Telefonapparat steht. Ich rief bei der Polizei an, ließ mich mit Jordan verbinden, einem Polizisten, den ich kannte, und erklärte ihm die Lage. Er sagte, er käme sofort, zusammen mit den Bombenfachleuten.

Nachdem ich eingehängt hatte, sagte Kerry mit schwankender Stimme: »Ich begreife es einfach nicht. Alle Türen und Fenster waren verschlossen – sind es noch. Wie ist der Mensch, der hier war, rein- und rausgekommen?«

Ich hatte noch keine Antwort für sie parat. Aber als die Polizei eintraf, hatte ich gründlich nachgedacht und eine Antwort gefunden – die einzige mögliche Antwort. Und im Zusammenhang damit hatte ich das »Wer« und »Warum« herausgefunden.

»Sein Name ist Howard Lynch«, sagte ich zu Jordan. Er und Kerry und ich standen im Flur und warteten, daß die Bombenfachleute drinnen ihre Arbeit beendeten. »Er hat ein Eisenwarengeschäft in der Clement. Er hat mich vor etwa einem Monat angeheuert, um seine Frau zu finden. Behauptete, sie sei mit einem anderen Mann abgehauen. Das stimmte, und nie-

mand hätte ihr das zum Vorwurf machen können. Wie ich später entdeckte, hatte er sie jahrelang mißbraucht.«

»Und weshalb wollte er Sie töten?«

»Er gibt mir die Schuld am Tod seiner Frau«, antwortete ich. »Ich fand sie nämlich, aber als ich ihr sagte, Lynch sei mein Auftraggeber, geriet sie in Panik und fuhr mit dem Wagen ihres Freundes davon. Sie kam nicht weit. Ein Baum bremste sie nach drei Blocks.«

»Hübsche Geschichte.«

»So ist nun mal unser Beruf, Mack.«

»Als ob ich das nicht wüßte. Hat Lynch Sie bedroht?«

»Nein. Er ist der Typ, der seinen Haß im stillen nährt.«

»Weshalb sind Sie dann so sicher, daß er es war, der die Bombe anbrachte?«

»Eine Woche nach dem Unfall tauchte er eines Abends hier auf. Er sagte, er wolle mir den Scheck für meine Arbeit bringen und mir auch erklären, daß er keinen Groll mehr gegen mich habe. Inzwischen wußte ich, daß er seine Frau mißbraucht hatte, trotzdem tat er mir leid – jedenfalls so leid, daß ich keinen Verdacht schöpfte und ihn hereinließ. Er blieb nicht lange, aber lange genug, um ein wenig herumzuschnüffeln.«

»Ich sehe nicht ein«, sagte Kerry, »warum der Bombenleger jemand sein muß, der schon einmal in der Wohnung gewesen ist.«

»Weil das die einzige Möglichkeit ist, wie alles einen Sinn ergibt. Erstens *muß* er heute abend durch eine der Türen eingedrungen sein, durch die Vordertür oder die Hintertür. Die Fenster sind alle gesichert, und unter ihnen ist draußen nichts als leerer Raum. Auf den Schlössern der Vordertür gibt es keine Spuren, an einen Schlüssel konnte er auch nicht heran, und er hätte außerdem Schwierigkeiten gehabt, wegen des Sicherheitsschlusses unten am Haupteingang, überhaupt ins

Haus zu gelangen. Damit bleibt die Außentreppe in der Einfahrt und die Hintertür.«

»Aber die war – ist – auch zweifach gesichert.«

»Ja. Nur ist das ein Schloß ein Schnappschloß, das jeder mit einem kleinen Werkzeug oder einer Kreditkarte öffnen kann.«

»Aber eine Vorlegekette kann man weder mit einem kleinen Werkzeug noch mit einer Kreditkarte öffnen«, bemerkte Jordan.

»Nein. Aber wenn das Schnappschloß geknackt ist, öffnet sich die Tür ein paar Zentimeter – weit genug, daß man mit einer Bolzenschere hindurchlangen und die Kette durchschneiden kann. Das erklärt auch den Metallsplitter, den ich auf dem Verandaboden fand. Leichte Sache für einen Mann, der einen Eisenwarenladen besitzt, und auch der Rest war ein Kinderspiel: Bei seinem ersten Besuch hier stellte er das Vorhängekettenfabrikat an der Hintertür fest. Unter all den Sachen, die er heute abend mitbrachte, befand sich auch ein genaues Duplikat der Vorhängekette. Als er erst einmal drinnen war, schraubte er die alten Kettenbefestigungen ab und installierte die neuen in den alten Bohrlöchern – eine Arbeit, die höchstens ein paar Minuten dauerte. Dann schloß er das Springeschloß, legte die neue Kette vor und nahm die Teile der alten mit, nachdem er die Bombe im Sessel angebracht hatte.«

»Wenn er die Tür wieder abgeschlossen hat«, bemerkte Jordan, »wie verschwand er dann aus der Wohnung?«

»Er ging durch die *Eingangstür* hinaus. Die Schlösser sind Bolzenschlösser, die man von innen per Hand öffnen kann, ohne Schlüssel. Und man kann sie auch so einstellen, daß sie sich automatisch nach dem Hinausgehen schließen. So einfach ist das.«

Ein paar Augenblicke herrschte nachdenkliches Schweigen. Dann sagte Kerry mit einem Schaudern:

»Gott sei Dank hast du gespürt, daß etwas nicht stimmte. Wenn du dich in den Sessel gesetzt hättest . . .«

»Lieber gar nicht erst dran denken«, sagte ich.

Ein kalter, nebliger Tag

An einem kalten, nebligen Februarnachmittag um zwei Uhr verließen zwei Männer die Maschine aus Boston. Der ein paar Jahre jüngere der beiden hatte sandfarbenes Haar und ein kleines Muttermal auf der rechten Wange. Der ältere hatte ausdruckslose graue Augen und buschige schwarze Brauen. Beide trugen Mäntel und hielten eine kleine Reisetasche in der Hand.

Sie gingen durch den Terminal und hinunter zu einer der einen Stock tiefer liegenden Mietwagenfirmen. Der ältere Mann mietete das neueste Modell eines Wagens und zahlte. Als sie ins Freie traten, blies ein heftiger Wind, und der Nebel quoll in grauen Wellen über das Flughafengelände. Der jüngere vergrub die Hände tief in den Manteltaschen, während sie auf den Platz zuschritten, auf dem die Mietwagen standen. Er konnte sich nicht erinnern, daß ihm jemals so kalt gewesen war.

Ein Junge in einer weißen Uniform fuhr ihren Wagen vor. Der ältere Mann setzte sich ans Steuer. Während sie losfuhren, sagte der jüngere: »Machst du, bitte, die Heizung an, Harry? Ich erfriere hier drin.«

Harry schaltete die Heizung ein. Warme Luft strömte gegen ihre Füße, aber es würde noch eine ganze Weile dauern, bis es so warm war, daß es dem jüngeren Mann paßte. Er saß da und blies sich in die Hände. »Ist es hier immer so kalt?« fragte er.

»Es ist nicht kalt«, erwiderte Harry.